

Durchgangslager Mottgers 1945 – 1948

Erste Bleibe für 3000 Flüchtlinge und Vertriebene

**Aufnahme, Versorgung und Verteilung
von Flüchtlingen und Vertriebenen im Kreis Schlüchtern**

Ernst Müller-Marschhausen

Vorbemerkungen

Von Ende 1944 bis 1948 verloren etwa 14 Millionen Deutsche in der Folge des vom nationalsozialistischen Deutschland begonnenen Weltkriegs durch Flucht oder Vertreibung ihre Heimat in Ostmitteleuropa. Die Flüchtlinge und Vertriebenen waren Hitlers letzte Opfer. Mehr als zwei Millionen von ihnen kamen um, auf der Flucht oder im Zuge der Vertreibung. Allein 3 Millionen Menschen wurden aus den böhmischen Ländern vertrieben, aus dem Sudetenland, dem Böhmerwald und aus Mähren. Ein Drittel der 1650 Transporte aus der Tschechei ging in die sowjetisch besetzte Zone, zwei Drittel in die amerikanische Zone, die meisten nach Bayern und nach Hessen. Im Durchgangslager Mottgers fanden vom Kriegsende bis zu seiner Schließung am 1. April 1948 etwa 3000 Menschen eine erste Bleibe. Der erste Transport traf am 6. November 1945 mit schlesischen Flüchtlingen und Vertriebenen ein, 1946 kamen 9 Transporte mit Sudetendeutschen und einer mit Ungarndeutschen.

An ihre Verfolgung und Vertreibung und insbesondere an ihr Lagerschicksal in Mottgers erinnert der folgende Artikel, gestützt auf Zeitzeugenberichte und Dokumente



„Rückführung ins Mutterland“ – Organisierte Inhumanität

Die Alliierten hatten auf der Potsdamer Konferenz im Sommer 1945 die systematische Vertreibung Millionen Deutscher aus ihrer Heimat in Ostmitteleuropa beschlossen. Es war nicht allein ihr Wille. Sie vollzogen damit auch die Aussiedlungspläne, die von den tschechoslowakischen und polnischen Exilregierungen in London schon in den Kriegsjahren sowie von den ungarischen Nationalisten Jahrzehnte zuvor erarbeitet worden waren. Die Alliierten nannten die beschlossene Vertreibung einen „organisierten Transfer der Deutschen“ und legten Wert darauf, dass die Menschen in „ordnungsgemäßer und humaner Weise auszusiedeln“ seien. Die Ungarn betonten gar, die Aussiedlung der Deutschen sei kein „Strafakt“, sondern ihre „Rückführung in ihr Mutterland“. „Umsiedlung“, „Aussiedlung“, „Transfer“, und „Rückführung“ in „humaner Weise“. Das waren die offiziellen, die quasi politisch korrekten Bezeichnungen für das, was Historiker später für vergleichbare Ereignisse als „ethnische Säuberung“ definieren. Die Pläne der „ordnungsgemäßen und humanen Aussiedlung“ hat dann in der Tschechoslowakei im Jahr 1946 – nach den „wildem“ Vertreibungen in den ersten Nachkriegsmonaten - die Regierung unter Edward Benesch umgesetzt. Im selben Jahr verjagte die ungarische Regierung die etwa 210 000 „Donauschwaben“ aus ihrer Heimat. Ja, planvoll und organisiert verlief die Vertreibung für die Vertreiber, grausam und unmenschlich für die Opfer. Es war die „organisierte Inhumanität“, sagt der Historiker Rudolf Grulich. Ein „gezieltes Nachkriegsverbrechen“ urteilt vor zwei Jahren der Europaabgeordnete Bernd Posselt, und der amerikanische Historiker und Menschenrechtler Alfred M. de Zayas nennt die Verreibung eine „Menschheitstragödie“ und zählt sie zu den „schlimmsten Kapiteln des zwanzigsten Jahrhunderts“.

Die Transporte

In den Jahren 1945 bis zur Schließung am 1. April 1948 durchliefen etwa 3000 Flüchtlinge und Vertriebene das Lager Mottgers. Der erste Transport, es waren schlesische Flüchtlinge und Vertriebene aus dem österreichischen Sammellager Ried, wurde am 6. November 1945 in Mottgers aufgenommen. Den stärksten Zugang verzeichnete das Lager 1946. In diesem Jahr hielten neun Transporte aus der Tschechoslowakei und einer aus Ungarn mit dem Zielbahnhof Schlüchtern in Sterbfritz. Sie kamen im März des Jahres von den Sammellagern (Aussiedlungslagern) und Abgangsbahnhöfen Römerstadt und Neudeck, im April von Zwittau, Modrany und Wagstadt, im Mai aus Leitmeritz, Podersam und Mährisch-Schönberg, im Juni aus Karlsbad und im September zwei Transporte aus Müglitz. Der am 3. Juni 1946 in Sterbfritz eingelaufene ungarndeutsche Transport war in Alsonana zusammengestellt worden.

Ein Drittel der Transporte aus den böhmischen Ländern ging in die sowjetisch besetzte Zone, zwei Drittel nahm die US-Zone auf. Ein Transport in den Westen dauerte in der Regel drei bis vier Tage, manchmal bis zu elf Tagen. Die Menschen wussten nicht, wohin die Reise ging, schon gar nicht kannten sie die Zielorte ihres Transports. Überglücklich waren sie, wenn sie am Grenzübergang sahen, dass die Weichen in Richtung Westen gestellt waren. Und dann fuhren sie weiter, westwärts ins Ungewisse. Vom Zufall hing es ab, allein vom Zufall, ob ein Transport nach Oberbayern, Schwaben, Franken oder Hessen ging, und welche Waggons wo und wann unterwegs abgekoppelt wurden. Jeder Transport bestand gemäß der alliierten Richtlinien aus 40 Waggons mit jeweils 30 Menschen. Tschechisches Personal oder alliierte Soldaten begleiteten den Zug als „Transportkommandanten“ zumindest bis zur Grenze. Für jeden Waggon bestimmten die Ausweisungsbehörden aus den Reihen der Vertriebenen einen „Waggon-Kommandanten“. Er war für „Sauberkeit, Ordnung und Disziplin“ in seinem Waggon verantwortlich, er hatte die vollständige und unbeschädigte Rückgabe der Waggoneinrichtung sicherzustellen, das waren Ofen, Kohlekasten, Fäkalieimer und Einsteigeleiter, und er hatte dafür gerade zu stehen, dass kein Vertriebener auf dem Transport abhanden kam. Alle Vertriebenen waren penibel in „Übersiedlungsanzeigen“ erfasst: Namen, Geburtsdaten, Personenstand, Familienangehörige u.a., so dass manche noch heute fündig werden, wenn sie nach ihren und ihrer Familien Transportdaten suchen, nach dem Datum der Ausweisung, der Transportnummer, nach dem Grenzübergang oder der Dauer ihres Transports.

„Sterbfritz – Das war das Ende“

13. April 1946. Es war ein grauer nieselregnerischer Morgen, als der Transportzug, bestehend aus 40 geschlossenen Güterwagen mit insgesamt 1200 aus dem Sudetenland vertriebenen Menschen, nach viertägiger Fahrt durch Österreich und Deutschland im Bahnhof einlief. Als man die Schiebetüren der „Viehwaggons“ öffnete, erschrakten die Menschen, denn sie lasen den Stationsnamen „Sterbfritz“. Und sie weinten und sagten „Sterbfritz – das kann nur das Ende sein“. So schilderte Walli Domes aus Iglau ihre Ankunft in unserem Kreis. Die russischen Transportbegleiter drängten zur Eile: Die Waggons sind zu säubern, das Gepäck auszuladen, 50 kg waren es pro Person und ein Bündel Handgepäck, und dann ging es auf offenen Lastautos über den Berg, hinunter ins Massenlager Mottgers.

So wie dieser Transport aus Modrany kamen im Jahr 1946 acht weitere Transporte in Sterbfritz an – bis auf den Ungarn-Transport alle aus den böhmischen Ländern. Als Zielbahnhof war stets die Kreisstadt Schlüchtern angegeben, aber Sterbfritz war der erste Halt der vom Grenzübergang Eger über Nürnberg, Würzburg und Gemünden in Hessen ankommenden Transporte. Hier wurden, je nach aktueller Aufnahmekapazität im Mottgerser Lager etwa 20

Waggons abgehängt und deren „Fracht“ ausgeladen. Ihrem Weitertransport ins Lager Mottgers oder in die kleineren früheren Reichsarbeitsdienstlager (RAD) in Oberzell-Ziegelhütte und Heubach sowie in das provisorische Altersheim in Sannerz ging die administrative Prozedur voraus: Ein Beauftragter des Kreis-Flüchtlingsdienstes hatte die Frachtbriefe und Beförderungsscheine zu prüfen, die Menschen zu zählen, ihre Namen mit den Listen zu vergleichen und abzuhaken, Art und Umfang der Verpflegung anzugeben und schließlich den Empfang zu quittieren: „18 Waggons in Empfang genommen. Ohne Verpflegung. Sterbfritz, 3.6. 46 (Unterschrift)“. Nicht anders als bei einem Vieh-Transport.

Der andere Teil der Transporte machte in Schlüchtern einen Zwischenstopp, wo jeweils ein kleiner Teil der Menschenfracht ausgeladen, zunächst in Turnhallen und Baracken untergebracht, und danach auf benachbarte Dörfer verteilt wurde. Endstation dieser Transporte war dann der Kreis Gelnhausen, und zwar das Lager Wegscheide in Bad Orb, 1920 als Frankfurter Kindererholungsheim gegründet, im Krieg Stammlager für Kriegsgefangene der Wehrmacht (Stalag) und nach Kriegsende – so wie Mottgers – Durchgangslager für rund 3000 Flüchtlinge und Vertriebene.

Ankunft und Alltag im Lager Mottgers

Die vertriebene Walli Domes, angekommen mit ihrem Säugling im Lager Mottgers und jetzt als „Neubürgerin“ im Landkreis Schlüchtern registriert - Ein Einzelschicksal, aber doch repräsentativ für das Los der etwa 3000 Deutschen, die in jenen Jahren in den Baracken in den Mottgerser Sinnwiesen die ersten Erfahrungen mit ihrer neuen Heimat machten. In dem Dutzend Baracken in der Flur „Die lange Wann“ an der Sinnbrücke, begrenzt von der heutigen Brückenstraße und der Siedlung um Sandweg und Gartenstraße im Süden, von der Sinn im Westen, von der Gemarkungsgrenze zu Weichersbach im Norden und von der Weichersbacher Straße im Osten, grob gesagt: dort, wo das 1871 stillgelegte Blaufarbenwerk stand, und wo heute Tabbert Wohnwagen produziert.

Es waren einfache Gebäude, diese Mottgerser Baracken, ab 1935 von der „Organisation Todt“ für den RAD gebaut und gegen Kriegsende Unterkünfte der „Arbeitsmädchen“. Bis Kriegsende standen sie überall im Deutschen Reich und im besetzten Ausland, einheitlich im Aussehen und standardisiert bis auf die Türzargen, hochgezogen für RAD, Soldaten oder auch Kriegsgefangene. Man findet hier und da noch Überbleibsel solcher Baracken; etwa in Sterbfritz gegenüber dem Bahnhof. Nach dem Krieg waren es Massenquartiere für Flüchtlinge, Vertriebene und Versprengte (Displaced Persons), d.h. dass die Menschen alle zusammen, durcheinander, wie sie nun einmal ankamen, in einer Baracke hausteten, die weder von Wänden noch von irgendeinem Sichtschutz unterteilt war.

In einigen Mottgerser Baracken standen noch zweistöckige eiserne Bettgestelle aus der RAD-Zeit, in anderen schliefen die Menschen auf Stroh. Gleich neben dem Lagereingang stand eine separate kleine Baracke fürs Waschen und Duschen und mit Aborten. Daneben befand sich die Küchenbaracke, in der Rotkreuzschwestern die Gemeinschaftsverpflegung zubereiteten. Sehr verwahrlost war das Lager, sagen viele, wenn sie zurückblicken, denn unmittelbar nach dem Krieg hatten es die Amerikaner in Beschlag genommen, um ausrangierte Fahrzeuge und defektes Material unterzustellen. Ein Teil des Barackenlager und noch einige bewohnbare Räume der weitgehend kriegszerstörten Oberförsterei dienten zudem vorübergehend als Unterkünfte für Displaced Persons. Es gab keine Privatheit in den Baracken, keine Möglichkeit, mal für sich zu sein. Entnervend müssen die Bewohner einer Baracke das Stöhnen Kranker oder das Weinen von Kleinkindern empfunden haben. So berichtet Gertrud Bensch, geb. Seidl, dass man ihre Schwester wegen des unablässigen Weinens ihrer beiden Kleinen in einer Sofortmaßnahme aus dem Lager ausquartiert und in einem Zimmer in Sterbfritz untergebracht hat.

Im Lager angekommen, mussten die Menschen die üblichen Prozedur über sich ergehen lassen: Kontrolle, Erfassung, Untersuchung, Entlausung. Erst dann durften sie sich mit ihren Habseligkeiten ein Plätzchen in der zugewiesenen Baracke sichern. Ohne vollständige Registrierung, die Tage dauern konnte, war es ihnen verboten, auch nur einen Schritt aus dem Lager zu gehen. Auf die obligatorische Entlausung mit dem heute verbotenen DDT-Pulver und vor allem auf die amtsärztliche Gesundheitsuntersuchung konnte nun einmal nicht verzichtet werden. Von den genau dokumentierten Daten über Gewicht, körperliche Verfassung und klinische Befunde hing es ab, in welche Lebensmittelkarten-Kategorie man eingestuft wurde, und ob man – etwa als Schwangere oder Schwerarbeiter – vielleicht Zulagen erwarten durfte. Die Heimatstelle des Main-Kinzig-Kreises hat eine Reihe von Akten der Gesundheitsämter aufbewahrt, so dass heute interessierte Großmütter und Großväter in ihren Personalkarten nachlesen können, ob es Kopfläusen oder Kleiderläusen waren, von denen sie damals befreit wurden, und wie viele Kilo sie als Kinder und Jugendliche auf die Waage brachten. Ja, dass die Ankömmlinge so eingehend befragt, erfasst, registriert, gemessen und gewogen wurden, war aus vielerlei Gründen notwendig: Einmal ging es, wie gesagt, um die gerechte Zuteilung der Lebensmittelkarten und Bezugs-scheine wie auch der Spenden des Hilfswerks des Evangelischen Kirchenkreises Schlüchtern und der Kreis-Caritas, zum anderen lag es im Interesse der Vertriebenen, dass das Arbeitsamt ihre Berufsqualifikation ermittelte, um ihnen zumindest kleine Chancen auf eine Arbeitsstelle zu eröffnen, z.B. im Steinbruch „Schlinges“, im Sandsteinbruch Jossa, in der Drahtweberei Ratazzi und Mai oder bei den Amerikanern. Schließlich dienten die vielen Listen auch dazu, die in Europa verstreuten Familienangehörigen zu finden und den aus der Kriegsgefangenschaft Entlassenen den Weg zu ihren Familien zu zeigen.



Aber doch - was für eine „Wohltat in all dem Elend“, wenn man im Lager Mottgers ankam, erinnern sich viele. Freundliche Rotkreuzschwestern reichten heißen Tee, und auf den Barackenböden und in den wenigen eisernen Bett-gestellen war frisches Stroh aufgeschüttet.

Sie, die Gedeemütigten, Entrechteten, Verfolgten und aus ihrer Heimat Davongejagten erlebten zum erstenmal seit vielen Monaten wieder Freundlichkeit und menschliche Wertschätzung. Nicht nur von den Schwestern. Ernst Lass berichtet, dass vielen Neuankömmlingen Tränen in die Augen traten, als Landrat Walter Jansen sie in einem Grußwort mit „meine Damen und Herren“ ansprach, mit Worten, die ihnen fremd gewor-den waren, und als er fortfuhr mit dem Satz: „Ich begrüße Sie als Neubürger in Ihrer neuen Heimat.“

Wer das Sagen hatte im Lager – Die „Offiziellen“ und der informelle „Führer“

Nach dem Kriegsende gab es keinen deutschen Staat mehr und keine eigenständigen Verwaltungen auf Zonen-, Kreis- und Gemeindeebene. Alle Gewalt ging von der Militärregierung aus. Militärgouverneur der amerikanischen Zone war General Lucius D. Clay. Er setzte Minister ein, Landräte und Bürgermeister. Ein Beispiel: In der Stadt Schlüchtern wechselten die Amerikaner von April bis Dezember 1945 nicht weniger als sechsmal die Bürgermeister aus. Als Landrat für den Kreis Schlüchtern beauftragte die Militärregierung zunächst Dr. Josef Christian Körling, im Spätherbst 1945 dann Walter Jansen. Im Hauptgebäude des Schlüchterner Landratsamtes, in den Büros links vom Haupteingang, residierte und regierte ein Captain der Besatzungsarmee mit seinem Stab, ein paar Dienstzimmer weiter hatte der Landrat sein Büro. Seine Aufgabe war es, die Befehle des US-Offiziers entgegenzunehmen und sie buchstabentreu umzusetzen. Im Neubau, dort wo heute die Arbeitsverwaltung ihre Büros hat, war der Flüchtlingsdienst untergebracht; später bezog er Diensträume in der Krämergasse 2, wo heute der Rathaus-Erweiterungsbau steht. Der Flüchtlingsdienst arbeitete im unmittelbaren Auftrag der Militärregierung, war aber als Abteilung dem Landrat zugeordnet. Er hatte dafür zu sorgen, die Flüchtlinge und Vertriebenen als Sofortmaßnahme in Durchgangslagern unterzubringen und dann auf Städte und Gemeinden im Kreis zu verteilen und sie zwangseinzuweisen. Und er hatte alle Maßnahmen zu ergreifen, um die Ausbreitung von Seuchen zu verhindern und politische Aktivitäten der Flüchtlinge und Vertriebenen zu unterbinden. Leiter des Flüchtlingsdienstes im Kreis Schlüchtern war der aus Essen zugezogene Verwaltungsangestellte Egon Isenberg.

Einer seiner Mitarbeiter war Johann Roth aus Schlüchtern, ein im Ersten Weltkrieg armamputierter Angestellter, der den Empfang der Transporte bestätigte, die Ankömmlinge ins Lager Mottgers oder in kleinere Lagern überführte und danach an ihrer Verteilung auf die 46 Städte und Dörfer des Landkreises mitzuwirken hatte.



Erster Ansprechpartner im Mottgerser Lager war Fritz Eiring, Lagerleiter, Hausmeister und einfach Mädchen für alles. In Oberzell-Ziegelhütte war es Wilhelm Günther.

Schwestern und Ärzte

Ein Segen waren die Rotkreuzschwestern und jungen Hilfsschwestern im Lager. Zwar bildete das Zubereiten der Gemeinschaftsverpflegung in der Küchenbaracke den Schwerpunkt ihrer Arbeit, doch sie waren immer zur Stelle, wo man ihre medizinische Hilfe, ihren Rat und Zuspruch brauchte. Viele kennen noch ihre Namen und sprechen von ihnen mit Respekt und Dankbarkeit: z. B. von Oberschwester Anni Schorr, geb. Knöll, aus Schlüchtern, Schwester Hannelore Schaar aus Steinau, Schwester Katha (Katharina) Böhm geb. Rentsch aus Schwarzenfels und von der blutjungen Schwesternhelferin Irmgard Stroh, geb. Hannig, aus Sterbfritz. In Interviews haben Zeitzeugen immer wieder beteuert, dass man sich's „eigentlich gar nicht leisten konnte, krank zu sein“, weil man von früh bis spät um „sein nacktes Überleben“ kämpfen“ musste – Kämpfen ums Sattwerden, um Lesholz, um Schuhe und warme Strümpfe, um eine Ecke zum Schlafen und um Arbeit, um Bescheinigungen und Stempel. Und wen es dann doch einmal hart erwischte, um den kümmerten sich die für das Lager zuständigen Ärzte, anfangs war es Dr. Herbert Kikut aus Uttrichshausen, sie nannten ihn nur den „Flüchtlingsarzt“, später dann Dr. Hans Hartmann und Dr. Adolf Wolf aus Sterbfritz. Schwerkranke nahmen Chefarzt Dr. Ernst Clement im Krankenhaus Schlüchtern und der Internist Dr. Kalpen in der unters Dach des Ramholzer Schlosses ausgelagerten „Inneren“ in ihre stationäre Obhut.

Bauherr in der Soutane

Neben all den „Offiziellen“ im Auffanglager Mottgers, gab es einen außergewöhnlich einflussreichen „inoffiziellen“ „Führer“, der den Heimatlosen seelischen Halt gab, ihnen Kraft und Hoffnung zusprach, und sie ermutigte. Sie sollen, appellierte er, ihr Schicksal nicht nur leidend erdulden, sondern mit neuer Hoffnung nach vorne schauen und ihre neue Lebenswelt eigenartig mitgestalten. Eine starke Persönlichkeit, über deren Charakter und Wirken die Urteile bis heute auseinandergehen: Monsignore Alois Hauk, 1906 in Sternberg, Mähren, geboren und mit dem Transport aus Römerstadt in Mottgers angelangt, war ein glaubensfester Priester und seiner Gemeinde ein strenger Vater. Es kam schon mal vor, dass er ein Lager-Mädchen am Ohr zog und ihm vorhielt, es solle zu „seinen Leuten“ gehen, wenn es mit Gleichaltrigen aus dem rein evangelischen Dorf spielte, was ohnehin eine Seltenheit war, erinnert sich Josefa Bednarsch, geb. Scholz. Und großen Wert legte er darauf, dass man ihn im Lager stets nur mit dem überlieferten „Gelobt-sei-Jesus-Christus“ grüßte. Sein beispielhaftes Auftreten als kämpferischer Mann seiner Kirche lässt uns andererseits vermuten, dass dieser Eifer die ohnehin bestehende Kluft zwischen den Einheimischen und den „Lagerinsassen“, wie sich manche damals selbst bezeichneten, eher noch vertieft hat.

Mit demselben Eifer, der ihn als Seelsorger auszeichnete, kämpfte er für das materielle Wohl der Menschen: Er gründete die „Gemeinnützige Wohnungs- und Siedlungsgenossenschaft e.G. Mottgers“, kaufte vom Forst Baugrundstücke neben dem Lagerareal, trotzte der US-Kreisregierung und ihren deutschen Dienststellen Baugenehmigungen ab, sicherte die Baufinanzierung, „organisierte“ Baumaterial und baute als Planer, Architekt und selbsternannter „Bauleiter“ innerhalb von drei Jahren elf Häuser mit zwanzig Wohnungen, und zugleich legte er auf dem Lagergelände mit ein paar sudetendeutschen Textilfacharbeitern den Grundstein für die kleine Weberei Heinegans. Einer, der ihn damals in einer Schlüchterner Behörde erlebt hat, sagt noch heute mit grollender Anerkennung über diesen Bauherrn in der Soutane: „Der ließ sich nicht abwimmeln. Wenn wir den vorne rausgeschickt haben, kam er hinten wieder rein.“ Die „Flüchtlingssiedlung“ – so nennen sie die Mottgerser noch heute – erhielt 1953 ihre Krönung: Die Weihe der kleinen katholischen Kirche. Alois Hauk betreute die katholische Gemeinde in Mottgers und in den benachbarten Dörfern bis 1969 und übernahm danach als Dechant und Geistlicher Rat andere kirchliche Ämter. Das segensreiche Wirken des 1992 verstorbenen Priesters als Initiator und Organisator des Wohnungsbaus im Lager Mottgers und als Beweger der Herzen und der Hände hat die Gemeinde Sinntal 1978 mit der Verleihung der Ehrenbürgerschaft gewürdigt.

Hunger - Kampf ums tägliche Brot

„In dem knappen Jahr unter den Tschechen, seit Kriegsende bis zu unserer Vertreibung, haben wir nicht so großen Hunger leiden müssen wie im Lager“, erinnert sich Ernst Lass. Ganz Ähnliches berichten viele andere Zeitzeugen, so Gudrun Heberling, geb. Währer, , Gertraud Bensch, geb. Seidl, und Grete Kraus, geb. Kopp. Die Tagesration, zubereitet als „Massenspeisung“, von den Schwestern und Hilfskräften in der Küchenbaracke, bestand aus morgens zwei Scheiben Brot und Malzkaffee, mittags einem Eintopf, zumeist Nudeln und ein paar Fleischbröckchen, und abends wiederum zwei Scheiben Brot mit Tee. Mit Argusaugen wachte jeder darüber, dass sein Nachbar keinen Schlag mehr bekam als er selbst. Manche Zeitzeugen erzählen davon, dass der Hunger den einen oder anderen gelegentlich dazu trieb, in die verschlossene Küchenbaracke oder in den Vorratsschuppen einzubrechen und für sich und seine Angehörigen ein paar Lebensmittel zu „organisieren“. Zu all der Not kam hinzu, dass die Jahre 1946 und 1947 empfindliche Missernten brachten. Es gab immer weniger Brot und Kartoffeln, Fett und Fleisch. Die tägliche Kalorienzahl für die Menschen im Lager, sie waren ebenso wie die mittellosen Einheimischen in der Kategorie „Normalverbraucher“ eingestuft, erreichte im Sommer 1946 bei 1050 Kalorien (statt der notwendigen 1600 „in Ruhestellung“ und 2300 bis 2500 im Normalfall) ihren Tiefpunkt. Ein paar kräftige junge Männer hatten das Glück, in einem Steinbruch anzuheuern, denn für die harte Arbeit dort erhielten sie eine „Schwerarbeiter-Zulage“. Das waren besondere Lebensmittelkarten, die sie – um hier nur ein Nahrungsmittel anzuführen - statt der 37,5 g Fett (Oktober 1947) zum Bezug der doppelten Menge berechtigten.

Wer diese Hungermonate überleben wollte, der musste sich von früh bis spät abmühen, irgendwo und irgendwie etwas Essbares aufzutreiben. Wenn man Zeitzeugen nach ihrem Alltag im Mottgerser Lager fragt, sind ihre Erinnerungen an den Kampf gegen den ständigen Hunger am lebendigsten. Drei Möglichkeiten, den Mangel an Lebensmitteln ein bisschen zu verringern, werden da genannt: Das *Sammeln*, die *Hilfsdienste bei Bauern* und das *Betteln*.

Sammeln

Protokollgenau schildern sie das „Ährenlesen“ im Spätsommer und das „Stoppeln“ im Herbst, wie sie die wenigen noch liegengebliebener Kartoffeln und hie und da auch mal eine Rübe (Köhl) auf den abgeernteten Feldern aufgeklaut haben, und wie sie die schon abgepflückten Obstbäume an den Straßenrändern noch einmal hinaufkletterten und so leergemacht haben, dass sich die Vögel im Winter an keinem noch so verhutzelten Äpfelchen sattpicken konnten. Die Menschen im Lager wie auch die armen Einheimischen durften erst dann auf die Felder, wenn diese abgeerntet waren und sie die Bauern fürs Ährenlesen und Stoppeln „freigegeben“ hatten. Dass sich vor der Ernte keiner außer dem Bau-

ern auf dem Acker oder an den Obstbäumen zu schaffen machte, darüber wachte allgegenwärtig der Feldhüter.

An Kartoffeln und Getreide fehlte es in den Missernte-Jahren 1946 und 1947 und damit auch an den hochwertigen Nahrungsmitteln Fett und Fleisch. Dafür waren es zumindest gute „Beerenjahre“. Die Mehlbeere an den Büschen der Waldränder war ein begehrter „Hungerstillter“. Und die Wälder rund um Mottgers waren überreich an Heidelbeeren, und Jung und Alt „ging in die Beeren“ und brachte sie kiloweise nach Hause. Und 1947 war ein besonders ertragreiches „Bucheckern-Jahr“. Es war schon eine harte Arbeit, bei nasskaltem Herbstwetter die „Büchel“ vom Waldboden aufzulesen. Aber es lohnte sich: Die örtlichen Raiffeisenstellen ließen die Buchentracht in einer Ölmühle in Hameln pressen und tauschten einen Liter Öl gegen sieben Pfund Bucheckern. Ein paar besonders Findige machten aus den Bücheln noch eine andere Köstlichkeit: Sie rösteten sie und zermahlten sie zu Kaffeeersatz. Wie sie das technisch bewerkstelligten, schildert Ernst Laß: Aus den Trümmern der zusammengeschossenen Oberförsterei und aus allerlei Kriegsgeräte-Schrott tüftelten ein paar Jungen im Freien einen Herd, auf dem sie die Büchel rösteten, aber auch mal ein Stück Brot oder ein paar gestoppelte Kartoffeln. Einer dieser bewunderten Bastler war Karl Sopper.

Hilfsdienste bei Bauern

In unserer Heimat, dem Land der armen Hansen, gab es keine großen und wohlhabenden bäuerlichen Betriebe wie etwa in der Wetterau. In Dörfern wie z.B. Mottgers, Schwarzenfels, Altengronau, Jossa, Oberzell oder Sterbfritz hatten nur ein Viertel der landwirtschaftlichen Betriebe mehr als 10 Hektar Äcker und Wiesen. Trotz ihres bescheidenen Anwesens waren sie die „Gäulsbauern“ und galten im armen Dorf als die „Großen“, weil sie Pferde vor den Pflug spannen und sich ein paar Kühe mehr halten konnten als die große Mehrheit der Klein- und Kleinstbetriebe. Diese „Kühbauern“, hatten in der Regel zwei Allzweck-Kühe, die Milch geben und Kälber auf die Welt bringen und Wagen und Pflug ziehen mussten. Neben den Kühbauern, die ihren Lebensunterhalt noch aus anderen Quellen bestreiten mussten, etwa im eigenen kleinen Handwerksbetrieb, gab es in der dörflichen Hierarchie noch eine Schicht darunter, die „Geißbauern“, die im allgemeinen ihren Lohn als Arbeiter in der Fabrik, im Steinbruch oder im Wald verdienten. Sie besaßen höchstens ein schmales Äckerchen, gerade mal genug um ein paar Kartoffeln anzubauen. Sie halfen deshalb seit jeher „ihrem“ Bauern im Frühjahr und bei der Ernte und wurden dafür in Naturalien entlohnt; dazu gehörte auch, dass ihr Bauer mit seinem Pferdegespann für sie fuhr und ihr kleines Feld bestellte. Vor allem die größeren landwirtschaftlichen Betriebe brauchten fleißige und anstellige Leute, denn viele Männer waren gefallen, noch in Kriegsgefangenschaft oder verwundet, und kriegsgefangene Franzosen und polnische Fremdarbeiter, von

denen manche in den Kriegsjahren dem einen oder anderen landwirtschaftlichen Betrieb das Überleben gesichert haben, standen nicht mehr zur Verfügung.

Soweit die Betriebe in Erntezeiten nicht auf „ihre“ eingesessenen Geißbauern zurückgreifen wollten, holten sie sich aus dem großen Angebot des Lagers Frauen, Jugendliche und Kinder aufs Feld. So hatten doch einige Vertriebene das Glück, sich bei einem Bauern verdingen zu können, zwar nicht zu einer annähernd dauerhaften Beschäftigung mit vereinbartem Lohn, sondern auf Abruf zur sporadischen Hilfe. Üppig war die Entlohnung nicht: Für die Hilfe beim Wenden, Häufeln, Aufladen und Abladen des Heus gab's ein Abendessen. Wer einen Tag lang beim Kartoffelausmachen half, durfte vom geggten Feld als seinen Lohn einen halben Rucksack voll Kartoffeln mitnehmen, erzählt Getraud Bensch, geb. Seidl. Wenn's hoch kam, bezahlte der Bauer seine Helfer mit einem Kännchen Milch oder ein paar Eiern. Glück hatte eine Frau, die mit der Nähmaschine geschickt umgehen konnte. Sie wurde gerne zum Schneidern in die Häuser der Einheimischen geholt und erhielt für ihre Arbeit Lebensmittel. Wer eine ganz besondere Kunst beherrschte, war noch besser dran. Kunold König erzählt, dass seine Familie zu den wenigen Glücklichen gehörte, weil sich unter den Mottgerser Geißbauern herumgesprochen hatte, dass seine Mutter eine gute „Ziegen-Hebamme“ sei. Ihre Entbindungshilfe im Ziegenstall honorierte man mit Kartoffeln, Brot und Milch.

Sie mussten sich auch einschränken und die Gürtel enger schnallen, die großen und die kleinen Bauern und natürlich die ganz kleinen Leute im Dorf, aber sie mussten nicht hungern wie die Flüchtlinge und Vertriebenen im Lager. Kaum eine eingesessene Familie lebte unter dem Existenzminimum, denn noch das kleinste Gärtchen warf etwas ab für den Mittagstisch oder auch Futter für die Kaninchen im Hasenstall, und wenn auch nur eine einzige Ziege im Stall stand, reichte ihre Milch doch aus, um dem Säugling ein Fläschchen zu machen oder das Schwein fett zu füttern. Nein, so bettelarm wie die Flüchtlinge und Vertriebenen waren die Altbürger nicht.

Betteln

Wenn der Ernährer gefallen oder kriegsgefangen war, ging es Lager-Familien mit mehreren Kindern und alten und kranken Angehörigen besonders schlecht. Keiner war da, der etwas hätte sammeln und „organisieren“ können, der sich als Knecht oder Handlanger hätte anbieten oder gar einer regulären Arbeit nachgehen können. Da blieb den Kindern und den Alten oft nichts anderes übrig, als von Haus zu Haus zu gehen, und ihren Spruch aufzusagen: Dass sie hungerten und dass die Familie im Lager hungere, und zu fragen, ob sie ein Stück Brot, ein paar Kartoffeln oder ein Ei bekämen. Auch Menschen, die zuhause im Sudetenland einen großbürgerlichen Lebensstil gepflegt und niemals materielle Not gelitten, die niemals geglaubt hatten, dass sie jemals jemand um etwas bitten würden - auch ihnen blieb es nicht erspart, betteln zu gehen, denn sie waren

hungrig, und auch die Angehörigen im Lager warteten darauf, dass sie etwas mitbrächten. Viele Einheimische erbarmten sich der Hungrigen. Manche Zeitzeugen berichten von großzügigen Einheimischen, so etwa Gerti Lotz, geb. Minister, deren Familie nach dem Lagerdasein in Mottgers Aufnahme beim Bauern Kress in Kressenbach gefunden hatte, oder auch Rotraud Jahr, geb. Gieler, die mit ihrer Mutter von Mottgers nach Breitenbach kam und dort, wenn einheimische Nachbarn hausschlachteten, mit Wurstsuppe und Kesselfleisch verwöhnt wurde. Aber bei ebenso vielen Zeitzeugen wird eine ganz andere Vergangenheit lebendig: Sie schildern verbittert, dass Einheimische ihre Vorräte, ihre Schränke und ihre Herzen verschlossen und die Bettelnden mit der Begründung abwiesen „Wir haben selber nichts“. Noch heute empört sich Franz Bednarsch darüber, dass ein Bauer im Nachbardorf seinem kriegsversehrten Opa drohte, den „Hund loszubinden“, wenn er nicht sofort Haus und Hof verlasse, und als der Alte die Flucht ergriff, habe er beim Sturz die Treppe hinunter seine Beinprothese verloren.

Ausgesprochen schlecht waren die Chancen der Flüchtlinge und Vertriebenen, bei den Einheimischen ein Stück Speck, Butter oder Eier aufzutreiben, denn sie hatten ja nichts, was sie hätten anbieten können, außer ihrer Arbeitskraft. Manche hungrigen Städter, denen der Bombenkrieg noch etwas übrig gelassen hatte, waren da besser dran. Sie fuhren zum „Hamstern“ hinaus in die Dörfer. Sie hatten etwas zu tauschen. Sie boten ihr Bettzeug an, ihre Tischdecken, ihre Teppiche und ihren Hausrat und kehrten abends mit Rucksäcken voller hochwertiger Lebensmittel nachhause zurück. Einige wenige von ihnen betrieben trotz scharfer Polizeikontrollen, plötzlicher Razzien und drohender Strafen das „Fuggeln“ im großen Stil, übrigens oft auch mit den amerikanischen Besatzungssoldaten, trotz des Non-Fraternisations-Befehls. Soll man sie „clever“ nennen oder „skrupellos“? Als Schwarzhändler und Schieber führten sie ein gefährliches, aber materiell sorgloses Leben. Ein paar gelangten zu bleibendem Wohlstand.

Wie groß die Hungersnot der Flüchtlinge und Vertriebenen war, erfahren wir in einem ergreifenden Aufruf des ersten Fuldaer Nachkriegslandrats, Georg Stieler, veröffentlicht in der „Fuldaer Volkszeitung“ vom 1. Juni 1946. „Noch nie in der deutschen Geschichte hat das Übel „Hunger“ so das Volk überfallen wie gegenwärtig. Lasst unsere Mitmenschen nicht verhungern! Den Kindern schaut der Hunger aus den Augen. Jedes Pfund Kartoffeln oder Brotgetreide hilft einen Menschen zu sättigen. Gebt nicht dem Vieh, was Menschen dringend benötigen. Noch nie hat die Bitte des Vaterunsers so inhaltvoll vor unserer Seele gestanden wie heute: Unser täglich Brot gib uns heute.“

Wohnungsnot

Die Menschen lebten unterschiedlich lang im Auffanglager an der Sinn. Manche konnten es nach wenigen Wochen verlassen, andere mussten Monate ausharren, und eine Familie musste sich gar ein Jahr und 14 Tage gedulden, bis die Wohnungskommission, Landrat Jansens am meisten gehasstes Amt, im Häuschen eines Altbürgers zwei Stuben aufgetan hatte und sie dort einquartierte. Der größte Teil der Vertriebenen im Lager Mottgers zeigte ihrer sozialen Struktur nach einen ausgesprochen städtischen und gewerblichen Charakter, und sie erhofften sich deshalb nichts sehnlicher als eine Unterkunft in einer Stadt des Kreises Schlüchtern. Aber Flüchtlingsdienst und Wohnungskommission haben entscheiden müssen, ohne auf Beruf, Vorbildung, sozialen Hintergrund, Konfession und persönliche Belange Rücksicht zu nehmen oder auf spezielle Wünsche eingehen zu können. Die Entscheidungen in Listen zusammengestellt hat Frau Gerlinde Thon, geb. Bruder, in ihrem kleinen Lagerbüro. Erstmal geschockt war, wer seinen Namen auf der Liste fand, die als seinen künftigen Wohnort ein kleines Dorf bestimmte. Liesel Gieler, geb. Fischer, aus Wagstadt, erzählt, wie ihre Familie aus dem Mottgerser Lager auszog: „Wir haben fest damit gerechnet, nach Schlüchtern zu kommen. Aber weil zwei Männer in unserer Familie waren, dachte man, dass wir in einem Dorf besser zurechtkämen als ein reiner Frauenhaushalt, der wäre in Schlüchtern besser aufgehoben. Deshalb fuhr man uns auf einem Holzvergaser nach Wallroth, wo wir zunächst im Saale Druschel auf Heu und Stroh nächtigten und dann in zwei Zimmerchen mit einer Abstellkammer auf dem „Stallsboden“ im Haus des Bauern Alt eingewiesen wurden; mit seiner Familie sind wir noch heute freundschaftlich verbunden“. Leidvoll dagegen die schlimmen Erfahrungen des verwitweten Franz Portele mit seinen drei kleinen Jungen und deren Großeltern. Die Wohnungskommission hatte sie mit Polizeiunterstützung in zwei Stuben in einem Häuschen in Mottgers untergebracht, aber am Abend lud der Hausbesitzer ihre Habseligkeiten auf den Leiterwagen und brachte sie „unter dem Gespött der Dorfbewohner“ wieder zurück ins Lager, denn er hatte keinen Platz für die Fremden, schon gar nicht für „einen Mann mit drei kleinen Kindern und zwei alten Leuten“.

Das Feilschen zwischen Hausbesitzern und Flüchtlingsdienst und Wohnungskommission um Quadratmeter, um Kochgelegenheit und um ein paar Stühle und Kochtöpfe, die tausend Gründe der Einheimischen gegen die Aufnahme einer Flüchtlings- oder Vertriebenenfamilie, der Polizeieinsatz, wenn einer die „Fremden aus dem Lager“ aussperrte – das alles demütigte und zermürbte sie. Gestritten hat man über die Frage, was ein „wohnwürdiger“ Raum sei, und ob z. B. eine 10 Quadratmeter große „Futter-Küche“ mit Stein- oder Lehmfußboden dazuzurechnen und für die Einquartierung freizugeben sei. Dass sich die Einheimischen mit Händen und Füßen gegen die Zwangseinweisung der Flüchtlinge und Vertriebenen wehrten, liegt vor allem daran, dass geeigneter Wohnraum für die Neuen in der Tat so gut wie nicht vorhanden war.

- Die Häuser der Bauern und der kleinen Leute waren von einer Schlichtheit und Enge, wie wir uns das heute gar nicht mehr vorstellen können, nur für eine Drei-Generationen-Familie gebaut, sie hatten keine Räume, etwa in der Form heutiger Einliegerwohnungen, in denen eine zweite Familie für sich hätte leben und wirtschaften können. Die Wörter Zimmer oder Raum waren den Menschen in unseren Dörfern nicht geläufig, man sprach von „Stuben“ und „Kammern“. Wenn Fremde eingewiesen wurden, mussten die Alten und die Neuen zumindest die Küche, das Lebens- und Wirtschaftszentrum des Hauses, ständig gemeinsam nutzen. Hier entbrannten die meisten Konflikte.
- Zwar hatte der Krieg die Städte und Dörfer im Kreis Schlüchtern bis auf ein paar minimale Gebäudeschäden verschont. Aber: Schon in den letzten Kriegsjahren mussten die Einheimischen zusammenrücken und Platz machen für die ausgebombten und evakuierten Städter, und nicht genug damit, beschlagnahmten die Amerikaner gleich nach dem Waffenstillstand die etwas größeren und komfortabler gebauten Häuser für eigene Zwecke.
- Die Bevölkerungszahl im Kreis Schlüchtern explodiert von 1939 bis 1949 geradezu und stieg in diesem Jahrzehnt trotz der Zahl der Gefallenen, Vermissten und Kriegsgefangenen von 32 000 auf 49 000, eine Zunahme von rund 50%, ohne dass in den Kriegs- und Nachkriegsjahren der Altbestand renoviert worden oder gar neuer Wohnraum hinzugekommen wäre.
- Heute handeln die Bundesländer die Quotierung der Asylanten miteinander aus. Damals, in den Jahren 1945 bis 1948, kamen auf Anordnung der Besatzungsmacht hessenweit die Landräte zusammen und legten auf Druck der Amerikaner die Quoten fest: Wieviel Flüchtlinge und Vertriebene muss ein Landkreis noch aufnehmen? Der Kreis Schlüchtern war mit einer Wohndichte von 1,5 (1,5 Bewohner pro Raum) der zweitstärksten belegte Kreis in Hessen. Nach der Zählung im Oktober 1946 teilten sich 49 000 Menschen im Kreis 32 000 „wohnwürdige“ Räume. Die statistischen Zahlen sagen uns freilich nichts darüber, wie viele Familien mit mehreren Personen über Jahre in nur einem Raum lebten.
- Auf der Kreisebene legte Landrat Walter Jansen die Flüchtlings-Quoten für die 46 Städte und Dörfer im Kreis fest, stets in Absprache mit seinem US-Captain nebenan und mit seinem Flüchtlingskommissar und der Wohnungskommission. Er ließ sich dabei auch nicht von den Klagen der Bürgermeister beeindrucken, sondern sorgte mit Nachdruck und aufgrund seiner persönlichen Autorität letztlich erfolgreich dafür, dass das Leben der Vertriebenen im Massenlager ein Ende fand und sie in einer etwas

menschlicheren Umgebung zur Ruhe kamen. Bei der Quoten-Festlegung für die Städte und Dörfer waren vor allem der Zustand der Häuser und Wohnungen zu berücksichtigen und auch die Zahl der bereits früher eingewiesenen Evakuierten. So erklärt es sich, dass die Flüchtlings-Quoten der Kreis-Kommunen stark voneinander abwichen: Am wenigsten Flüchtlinge und Vertriebene (unter 20 % im Vergleich zu ihrer Einwohnerzahl) nahmen auf Schlüchtern, Steinau, Salmünster, Soden, Breitenbach, Eckardroth, Gundhelm, Hutten, Oberzell und Weichersbach; den höchsten Anteil (über 30 %) wiesen auf Oberkalbach, Ahlersbach, Breunings, Kerbersdorf, Kressenbach, Schwarzenfels, und Seidenroth.

Verhältnis zwischen Altbürgern und Neubürgern

Die gelungene Eingliederung der Millionen Flüchtlinge und Vertriebenen in die bundesrepublikanische Nachkriegsgesellschaft feiern wir aus heutiger Sicht als eine einmalige Erfolgsgeschichte. Zu Recht. Aber ihr Gelingen war keineswegs vorherbestimmt. Vielmehr war ihr Verlauf durch Streit und Konflikte gekennzeichnet. Bundespräsident Horst Köhler sprach einmal von „sozialem Sprengstoff“ und von „Argwohn und Ablehnung, manchmal sogar offener Feindschaft“ gegenüber den Flüchtlingen und Vertriebenen, und wie problemgeladen die Beziehungen zwischen ihnen und den Einheimischen jenen Jahren zwischen 1945 und 1948 in unserer Bergwinkelheimat waren, wird uns bewusst, wenn Zeitzeugen aus dem Durchgangslager Mottgers zu uns sprechen.

Gewiss, sie nennen bewegende Beispiele dafür, wie Altbürger die Neuen aus christlicher Nächstenliebe, aus Mitleid und Solidarität unterstützt und sie mit Nahrung und Kleidung, mit Brennholz und Hausrat versorgten haben und ihnen – was ebenso wichtig war - mit Verständnis und menschlicher Zuwendung begegnet sind. Aber ebenso häufig wird in Zeitzeugenberichten wie in den seltenen Presseartikeln und offiziellen Dokumenten des Landrats und auch in einem Aufsatz Alfred Kühnerts vom „Egoismus“ der Einheimischen gesprochen und von ihrer Verslossenheit und Ungerührtheit gegenüber dem Schicksal und der Not der Neuen. Manche – für uns heute kaum verstehbare und verzeihbare - Verhaltensweisen der Einheimischen, die ja trotz der allgemeinen Not ihr bescheidenes Auskommen hatten, lassen uns vermuten, dass die schweren Jahre des Krieges und der Jahre danach bei vielen Menschen in unserem Land zu einer Gemütsverhärtung geführt haben.

Wo mögen die Ursachen dafür gelegen haben? Nun, wir sehen an dem Mikrokosmos Mottgers, dass in jenen Nachkriegsjahren Gesellschaften aufeinander trafen, die gar nicht unterschiedlicher hätten sein können. Die Neuen – mit den ungewohnten Namen Janku und Bednarsch, Schusta und Dworschak, Vogl, Kopp und Landsgesell, Präger, Grans und Demel, - kamen aus dem Osten in den Westen Deutschlands, ins Lager nach Mottgers, sie waren deutsche Lands-

leute, aus dem Sudetenland oder Schlesien oder dem Banat, aber jetzt Fremde im eigenen Land. Sie waren anders: Im Bettelkleid kamen sie zu uns, ohne Hab und Gut, klein gemacht und erniedrigt, sozial deklassiert, mit anderer Religion (bis auf die Ungarndeutschen), mit anderer Kultur, anderen Ideen, anderen Kochrezepten und anderer Mundart. Sie selbst hatten ihr Selbstwertgefühl in den Monaten der Verfolgung und Vertreibung verloren, erlebten sich als „Lagerinsassen“ und empfanden sich als Eindringliche. Und hier, in Mottgers und in den benachbarten Dörfern und Städtchen, die man seit jeher mit Familiennamen verband wie Hartmann, Zeller, Krack und Lins, Schüßler, Gärtner, Lotz und Heil, Bohnert und Denhard, Hagenbach und Harnischfeger, hier im Bergwinkel, stießen sie auf eine kleinbäuerlich agrarisch orientierte Bevölkerung, mit traditionsverhafteten Lebens- und Kulturmustern, die in den Jahrhunderten zuvor mit dieser Wucht noch niemals durchbrochen worden waren. Für die einheimische Mehrheitsgesellschaft waren sie unerwünschte Fremde mit so ganz anderen Sitten und Gebräuchen. Sie waren Habenichtse und Störenfriede, die man auf Weisung der Amerikaner und des Landrats „durchfüttern“ und gar in die eigenen Stuben und Kammern aufnehmen sollte, wenn auch nicht für immer, vielleicht nur für eine Übergangszeit, denn die Neuen sprachen doch davon, dass sie bald wieder in ihre alte Heimat im Osten werden zurückkehren wollten.

Ob es zu Kontakten kam zwischen Einheimischen und Lagerbewohnern, habe ich in vielen Gesprächen mit Zeitzeugen gefragt. Nein, hieß es zumeist, „die waren im Dorf für sich, und wir im Lager waren für uns“. Bei den Kleinen in der Schule kam es zwar gelegentlich zu Annäherungen, doch manche Dörfler sahen es gar nicht so gerne, wenn ihre Kleinen mit den „Flüchtlingskindern“ spielten. Und auch manche Neuen waren darauf bedacht, erst einmal lieber für sich zu bleiben, denn die Mädchen und Jungen aus dem Lager mussten schon gelegentlich fürchten, von Gleichaltrigen im Streit als „Zigeuner“ beschimpft zu werden, weil sie noch armseliger daherkamen als die Dorf-Ärmsten. Und wenn die da draußen mich „Flüchtling“ nannten, empfand ich das stets als Ausdruck ihrer Geringschätzung, berichtet ein anderer Zeitzeuge. Auch dem Priester wird daran gelegen sein, seine Schäfchen im Auge zu behalten und sie nicht den Anfechtungen im rein evangelischen Umfeld auszusetzen. Sie blieben für sich, die Altbürger und die Neuen. Einer Sensation kam es gleich, als im Nachbardorf ein wohlhabender junger Bauer ein „Flüchtlingsmädchen“ heiraten musste.

Nein, Verständnis für das Schicksal der Neuen brachten nur wenige auf. Über die Ursachen ihrer Flucht und ihrer Vertreibung hat man in der Gesellschaft der Alteingesessenen damals kaum gesprochen, weder im Familien- und Verwandtenkreis noch in der Schule und in der Kirche. Es scheint, als habe man sich bewusst dagegen gesperrt, die politische Realität zur Kenntnis zu nehmen: Dass diese Fremden ja nicht aus eigenen Stücken Haus und Hof im Osten verlassen haben, sondern dass sie vor der Roten Armee flüchten mussten, um ihr Leben zu retten, und dass die anderen aus ihrer alten Heimat verjagt und in den Westen transportiert wurden. Von wenig Einsicht und Mitgefühl zeugten damals ge-

äußerte Sätze wie „Die hätten doch bleiben sollen, wo sie hergekommen sind“ oder auch die Äußerung eines Beschwerdeführers ausgerechnet gegenüber dem „Flüchtlingsfreund“ Landrat Walter Jansen „Die Flüchtlinge, die fressen uns noch alle auf“. Unvergessen bleiben Zeitzeugen auch Auseinandersetzungen mit Bürgermeister und Gemeindevertretung in Mottgers wegen des Baus der „Flüchtlingssiedlung“. Welche Sachgründe die politische Gemeinde seinerzeit gegen den Siedlungsbau geltend machte und wie die Auseinandersetzung im Einzelnen verlief, ist nicht mehr recherchierbar, ebenso wenig wie wir über die Gründe wissen, mit denen man den Lagerbewohnern, wenn sie einmal die Ähren gedroschen und gemahlen hatten, die Benutzung des gemeinschaftlichen Dorfbackofens verwehrte. Spuren sind verwischt, Erinnerungen nicht.

Es mag sein, dass das damals Erlebte von starken Gefühlen begleitet wurde, und dass sich die Erinnerungen daran mit der Zeit subjektiv eingefärbt haben. Wir wollen den Zeitzeugen auch zugute halten, dass in ihrem Gedächtnis nicht mehr alle Begebenheiten aufs Genaueste präsent sind und sich viele Details in all den Jahrzehnten verflüchtigt haben. Dennoch, von der gefühlsmäßigen Grundstimmung, die damals das Verhältnis zwischen den Altbürgern und den Neuen prägte, und vom damals vorherrschenden sozialen Klima in unserem Land zeichnen die Zeitzeugen ein realitätsnahes Bild. Dieses Bild wird übrigens in vielen „objektiven“ Dokumenten bestätigt, etwa in Verwaltungsberichten und Appellen von Landrat Jansen. Von Wogen allgemeiner spontaner Solidarität ist nirgends die Rede.

Wie gesagt: Die gespannten Beziehungen zwischen den Altbürgern und den Neuen hatten viele Ursachen. Eine wird ein besonderes Gewicht gehabt haben: Vielleicht war die dörfliche Mehrheitsgesellschaft auch deshalb so unzugänglich für das Schicksal der Fremden, und vielleicht hat sie ihre Augen vor dieser Realität auch deshalb verschlossen, weil man ja selbst ein schweres Los zu tragen hatte, denn fast jede Familie beklagte ein Opfer und blickte voller Sorge in eine eigene ungewisse Zukunft. So können wir heute vermuten, dass die Einheimischen in jenen Jahren mit dem eigenen Leid das Wegsehen vom Leid der Fremden rechtfertigten. Überhaupt: „Flucht und Vertreibung“ waren noch jahrzehntelang – wenngleich später aus anderen Gründen - aus der gesellschaftlichen Diskussion, aus Politik und Öffentlichkeit verdrängt. In den schulischen Geschichtsbüchern nahmen sie kaum mehr Raum ein als die Begräbnisriten der Jungsteinzeit.

April 1948 – Das Lager wird geschlossen

Bis Anfang 1948 waren die rund 3000 Menschen, die nach Flucht und Vertreibung im Durchgangslager Mottgers eine erste Bleibe gefunden hatten, zugewiesen in „Wohnungen“ und eigens gebaute „Behelfsheime“ in den Städten und Gemeinden des Kreises Schlüchtern. Viele konnten bald ihre eigenen im Rahmen des Schlüchtern-Plans“und mit viel Eigenleistung gebauten Häuschen beziehen – z.B. die Siedlung in der Karlsbader Strasse in Sterbfritz, die Heinlein-Siedlung und Bornwiesensiedlung in Schlüchtern - und ein Geschäft oder eine Werkstatt eröffnen; Kurt Bogdahn und Hans Prem sollen hier stellvertretend für viele genannt werden. Sehr bald folgten größere Produktionsbetriebe. Die Heimatgeschichts-Schreibung führt als Beispiele dafür die Steinauer „Flüchtlingsbetriebe“ Inhag und Pusch an. Sie alle, die kleinen und die großen Neugründungen, modernisierten tiefgreifend die regionalen Wirtschaftsstrukturen. Ja, Historiker sprechen heute davon, dass der „Motor“ des Wirtschaftswunders, das bald nach der Währungsreform in unserem Land seinen Anfang nahm, die Flüchtlinge und Vertriebenen gewesen seien.

Die Baracken im Lager Mottgers fanden bis zu ihrem Abriß verschiedene andere Verwendungen. Von ihrer Geschichte als Durchgangslager für rund 3000 Mitbürgerinnen und Mitbürger im Bergwinkel wussten immer weniger. Bis vor drei Jahren: Auf Initiative des in Karlsbad geborenen pensionierten Diplomaten Walter Weber gründeten einige Sudetendeutsche, die meisten sind noch Angehörige der „Erlebnisgeneration Lager Mottgers“, den „Sudetendeutschen Stammtisch“ („Sudetendeutsche Landsmannschaft, Altkreis Schlüchtern“). Einziger Zweck ihrer Treffen ist die Pflege der Erinnerungskultur: Das gemeinsame Erinnern an Heimat und Vertreibung, an Lager und Neubeginn im Bergwinkel und diese Erinnerungen bewahren für die Generationen, die nach uns kommen.





Literatur

Heidenreich, Bernd, Neitzel, Sönke (Hrsg.): Neubürger in Hessen. Ankunft und Integration der Heimatvertriebenen. Wiesbaden 2006

Heinemeyer, Walter (Hrsg.). Das Werden Hessens. Marburg 1986

Glötz, Peter: Die Vertreibung. Böhmen als Lehrstück. München 2003

Höhn, Beate (Hrsg.): Die Aufnahme und Eingliederung der Flüchtlinge und Vertriebenen im Kreis Gelnhausen. Mitteilungsblatt der Heimatstelle des Main-Kinzig-Kreises. 1995

Kossert, Andreas: Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945. München 2008

Kropath, Wolf-Arno: Hessen in der Stunde Null 1945/1947. Wiesbaden 1979

Lauer, Heinrich u.a.: Alsonana. Rückblick in die Geschichte einer deutschen Gemeinde in Ungarn. AGK-Verlag Ippesheim 1993

Neundörfer, L. und Michler, H.: Die Geschichte vom Schlüchternplan. Frankfurt M 1950

Weber, Walter (Sudetendeutscher Arbeitskreis): Dokumentation der Ausstellung „60 Jahre Vertreibung der Sudetendeutschen“. Schlüchtern 2006

Wolf, Werner (Hrsg.): Trümmer, Tränen, Zuversicht. Alltag in Hessen 1945-1949. Frankfurt Main 1986

Dokumente und Erinnerungen (speziell zur Situation in der Region u.a. in)

Grulich, R.: Organisierte Vertreibung. Mitteilungsblatt der Sudetendeutschen Landsmannschaft. 8/2005

Neundörfer, L. und Michler, H.: Die Geschichte vom Schlüchtern-Plan. 1950

Weber, W. (Sudetendeutscher Arbeitskreis): Dokumentation der Ausstellung „60 Jahre Vertreibung der Sudetendeutschen“. 2006

Main-Kinzig-Kreis. Zentrum für Regionalgeschichte. Diverse Akten über die Ankunft, Versorgung und Verteilung der Vertriebenen in den Kreisen Schlüchtern und Gelnhausen 1945 – 1948

Hanna, G.-W. (Hrsg.): Mehrere Aufsätze (Zeitzeugenberichte) im „Bergwinkel-Boten“

.

Zeitzeugen-Berichte (außer den schon im Text genannten von)

Bednarsch, Franz

Ettelt, Edith, geb. Fischer

Günther, Wilhelm („Hausmeister“ im Lager Oberzell)

Heberling, Gudrun, geb. Währer

Knobel, Hans

König, Kunold (Pater Kunold König)

Kopp, Werner

Laß, Ernst

Lotz Gerti, geb. Minister

Przewosnik, Gertrud

Schorr, Anni, geb. Knöll (Rot-Kreuz-Schwester im Lager Mottgers)

Sopper, Karl

Stroh, Irmgard, geb. Hannig (Rot-Kreuz-Schwester im Lager Mottgers)

Redaktionelle Beratung und Hilfe bei Materialbeschaffung

Bindrim, Wolfgang; Heinbuch, Annemarie, geb. Kraus; Heberling, Johann; Isenberg, Maria, geb. Bertram; Röhl, Peter sowie Walter Weber und Mitglieder des Sudetendeutschen Arbeitskreises in Schlüchtern